

scheidung nicht konsequent durchgehalten wurde. Darüber hinaus wird deutlich, wie fragwürdig die Angabe absoluter Zahlen ist. Da wird zum Beispiel für Israel die »Zahl der Kinosäle« mit 24 verzeichnet. An anderer Stelle zeigt sich jedoch, daß der durchschnittliche jährliche Kinobesuch pro Israeli mit 4,7 im internationalen Vergleich am höchsten liegt, während die Deutschen im Schnitt nur 1,61mal pro Jahr in die 3.709 Kinosäle gehen. Auch die Kategorien für den Vergleich sind nicht immer so ganz einsichtig. Da unterscheidet zum Beispiel eine Tabelle über die Herkunft des Programmangebots »europäische Werke«, »unabhängige Produktionen« sowie »neuere Werke«. Was neuere Werke sind, läßt sich nicht ermitteln, ebensowenig wird deutlich, inwieweit dies eine Kategorie ist, die mit den beiden anderen zu tun hat. Schließlich erscheint zweifelhaft – gerade auch angesichts der Diskussion über Quoten für europäische Produktionen – warum nicht-europäische Werke hier nicht in den Vergleich einbezogen sind. Da sich etwa für die ARD die Prozentsätze für europäische und für unabhängige Produktionen fast auf Hundert addieren, erweckt dies den Eindruck, als ob die ARD etwa keine amerikanischen Spielfilme zeigte.

Woher die für Tabellen und Schaubildern verwendeten Daten stammen, wird jeweils angegeben, eine Qualifizierung der Quellen findet hingegen nicht statt.

Schließlich ist der Informationsstelle für die Arbeit am nächsten Jahrbuch zu empfehlen, sich noch viel mehr als bei dieser Ausgabe der Unterstützung jeweils einheimischer Expert(inn)en zu versichern: Nicht nur, daß die deutsche Wort-

wahl (Übersetzung) gelegentlich Unterhaltungswert annimmt, sondern auch die Datenpräsentation müßte präziser werden, um Mißverständnisse zu vermeiden. Am Beispiel einiger Angaben für die Bundesrepublik Deutschland läßt sich das demonstrieren: So etwa, wenn in einer Tabelle zu »Einnahmen und Aufwendungen der ARD-Regionaldienste insgesamt« nicht angegeben wird, welche Programme hier gemeint sind, vier Seiten zuvor aber (nur) die dritten Programme von »Hessischer Rundfunk«, »Ostdeutscher Rundfunk Brandenburg« und »Dienst Freies Berlin« als öffentlich-rechtliche Regionaldienste für die Bundesrepublik Deutschland eingetragen werden. Die Angabe, die dritten Programme würden sich durch Gebühren und Werbung finanzieren, vermittelt den Eindruck, daß sie Werbung ausstrahlen, läßt jedenfalls nicht erkennen, daß die Finanzierung durch Werbung hier nur in indirekter Weise geschieht. Das ZDF gehört laut Jahrbuch zu den jüngsten Fernsehprogrammen, da der Ausstrahlungsbeginn mit 1993 verzeichnet wird, B1 kann dagegen – so sieht es hier aus – auf eine mehr als 40jährige Programmgeschichte zurückblicken. Und schließlich heißt es, die 27 Offenen Kanäle würden durch die Landesregierungen verwaltet.

Und dennoch: Dieses Statistische Jahrbuch bietet spannende Lektüre. Es ist zu hoffen, daß schon bei der nächsten Ausgabe besser vergleichbare Daten vorgelegt werden können. Schade, daß sich (auch) diese Datensammlung auf die audiovisuellen Medien beschränkt. Für die Printmedien fehlt eine solche internationale Übersicht.

CHRISTINA HOLTZ-BACHA, Mainz

KOMMUNIKATIONSGESCHICHTE

Ulrich Tadday: *Die Anfänge des Musikfeuilletons*. Der kommunikative Gebrauchswert musikalischer Bildung in Deutschland um 1800. – Stuttgart, Weimar: Metzler 1993, IX, 376 Seiten, DM 78.–.

Ulrich Tadday legt mit »Die Anfänge des Musikfeuilletons« eine Arbeit vor, die exquisit das interdisziplinäre Denkbild der Kommunikationswissenschaft erfüllt und belebt, belegt allein schon durch seine zwar kurz gefaßte, dennoch gut argumentierte Distanz zur traditionell be-

triebenen historischen Musikwissenschaft (Kap. 1), vor allem aber durch seine zahlreichen Bezüge zur Musik im Zentrum der Studie (Kap. 5). Sie setzt am Phänomen der Gründung mehrerer Tageszeitungen in Deutschland gleich zu Anfang des 19. Jahrhunderts an, die in ihrer Aufmachung und Erscheinungsweise der politischen Tagespresse angepaßt waren, sich aber ausschließlich kulturellen Themen widmeten.

Tadday geht von der These aus, daß die drei bedeutendsten Kulturzeitungen dieser Art (die

»Zeitung für die elegante Welt«, Leipzig 1801–1815, »Der Freimüthige oder Scherz und Ernst«, Berlin 1803–1815, sowie das »Morgenblatt für gebildete Stände«, Tübingen 1807–1815) einen von der musikalischen Fachpresse differenter Diskurs medial verbreitet haben. Dessen Entwicklung könne »nur sozial- bzw. kommunikationsgeschichtlich erklärt werden«, nicht »ausschließlich pressegeschichtlich« (S. 2) – ohne, wie er an anderer Stelle betont, gänzlich auf pressegeschichtliche Elemente zu verzichten. Diese Betrachtungsweise, basierend auf wissenschaftsgeschichtlichen Befunden – Hartwig Gebhart wird rechtens zitiert, andere Autoren hätten vielleicht ebenso eine Reflexion verdient – entspricht dem Paradigmenwechsel von der Presse zur Kommunikationsgeschichte. Sie verleiht der Arbeit eine soziologisch-kommunikationstheoretische sowie eine sozialgeschichtliche Dimension, die – so meine Zuversicht – ganz gewiß auch jenen Forschern bald ins wissenschaftliche Bewußtsein gerückt sein wird, die »standhaft« wie »standfest« nicht von alternativer, sondern von alter Warte aus weiterhin nur »Mediengeschichte« betreiben oder schaffen wollen, vornehmlich oder ausschließlich unter Aspekten der Produktion und Technik.

Prinzipiell besticht die Arbeit, weil sie ausgetretene Pfade pressehistorischer Forschung konsequent meidet. So hält der Verfasser am Ende der Einleitung fest, daß es nicht »um die Ausgrabung historischer Einzelheiten« geht, also »um bislang unbekannt Details über Komponisten, Werke oder Aufführungen, sondern um die wesentliche Bestimmung des frühen Musikfeuilletons als Kommunikationsmedium der gebildeten Stände in Deutschland 1800« (S. 2). Diesen einnehmenden Eindruck vertieft die kritische Auseinandersetzung mit der musikbezogenen Pressehistoriographie, die »unter dem Vorzeichen einer prädominanten Ereignisgeschichte mit einer deskriptiv-phänomenologischen Methode« steht (S. 6).

Das Lob der vorliegenden Arbeit weiter fortzusetzen, mag übertrieben scheinen, gerade für eine Rezension, die so spät erfolgt; bei näherer Betrachtung aber nicht. Vieles zeichnet die Studie aus, die durch ein Graduiertenstipendium des Landes Nordrhein-Westfalen im Namen der Universität Dortmund gefördert wurde. So gelingt es dem Verfasser, erstmals den kommunikativen Gebrauchswert musikalischer Bildung in Deutschland um 1800 zu ergünden, aufzu-

schließen sowie systematisch zu entschlüsseln. Zugleich schafft er es, den Blick für Anfänge journalistischer Formen und Gestaltungen zu schärfen und das Interesse für ähnliche kommunikationshistorische Fragen zu wecken, die abseits des breiten zeitgeschichtlichen Forschungsstroms auf ihre Erkundung harren. Mit den Abschnitten »Kritik der musikbezogenen Pressehistoriographie« (Kap. 1), »Funktionale Aspekte des frühen Feuilletons« (Kap. 2) und »Zur Geschichte des Musikfeuilletons« (Kap. 3) liefert Tadday sogar einen hochmögenden Maßstab für kommunikationshistorische Studien, die sich künftighin mit Phänomenen der Geburt des modernen Journalismus beschäftigen wollen, aber nicht nur für solche.

Unter diesem Gesichtspunkt gewinnt die Arbeit an Bedeutung, je konzentrierter man sich ihr zuwendet, je länger man in ihr verweilt, ohne damit auch nur im entferntesten die erzielten Resultate aus der inhaltlichen Analyse sämtlicher musikbezogener Beiträge der drei feuilletonistischen Kulturzeitungen (s. oben) entwerten zu wollen. Im Lichte der kundigen wie gewandten Handhabung wissenschaftlicher Instrumente, der fundierten Herangehensweise und übersichtlichen Vorbereitung der Analyse schon von einem Modell schlechthin für kommunikationshistorische Arbeiten über andere »Anfänge« zu sprechen, wäre unangebracht, wie denn sonst; von einem höchst anregenden Lehrstück jedoch nicht, kredenzt es doch so manche Perspektive, die aufzunehmen oder weiterzuentwickeln wert ist, auch um »aus Geschichte lernen zu können«, z.B. im Blick auf den trügerischen Fortschrittsoptimismus der Aufklärung und der Eigendynamik eines Marktes, der den Gesetzen von Gewinn und Verlust, von Quantität und nicht von Qualität gehorcht.

Diese Bewertung ist vornehmlich für jenen Teil der Fachöffentlichkeit gedacht, der für historische Themen samt ihrer potentiell überzeitlichen Reichweite zumindest ausreichend aufgeschlossen ist. Daß dieser Teil im Verlaufe des allmählich offener gewordenen Wissenschaftsverständnisses größer wurde, liegt nicht zuletzt an so ausgezeichneten Studien wie der vorliegenden. Ohne sie hätte das Interesse an historischen Fragen gewiß keinen so festen Platz in der Lehre und Forschung gefunden. Wer anderes meint, möge aufstehen und es bekunden, aber auch begründen.

WOLFGANG DUCHKOWITSCH, Wien